

Auch wenn in einem sich als aufgeklärt, demokratisch und sozial verstehenden Land wie Deutschland nicht überall Gerechtigkeit herrscht, müsste man annehmen, dass zumindest auf dem Feld der Sozial-, Erziehungs- und Gesundheitsberufe keine Diskriminierungen aufgrund des biologischen Geschlechts oder der Zugehörigkeit zu einer bestimmbareren Minderheit geschehen. Diese Annahme erweist sich bei näherer Betrachtung als falsch. In den SaGE-Berufen<sup>1</sup> aber auch in den Studiengängen zu ihnen gibt es bis heute Mechanismen und Strukturen, die beispielsweise Frauen, Migrantinnen und Migranten, Menschen mit Behinderung etc. den gleichberechtigten Zugang zu allen Positionen verwehren.

Diese Strukturen werden oft selbst von den Menschen, die unter ihnen leiden, nicht erkannt, sondern als „natürlich“ angesehen. Wir haben hierzulande gewiss deutliche Fortschritte bei der Überwindung von Ungerechtigkeiten gemacht, aber ein nicht nur begrifflich schwer zu erfassender Rest an Diskriminierungspotenzial und handfester Diskriminierung bleibt erhalten. Bei der Beschreibung von Karrierehindernissen von Frauen in der Industrie spricht man oft von der „gläsernen Decke“.

Die vorliegende Ausgabe der Sozialen Arbeit beschäftigt sich mit den Themen der Geschlechtergerechtigkeit und Diversität in der Ausbildung und Praxis der Care-Berufe. Sie vermittelt einen Einblick in den Stand der Umsetzung vermeintlich selbstverständlicher Standards an Hochschulen und in der Praxis und wirft einen Blick auf hoffnungsvoll stimmende Projekte und Ansätze zu ihrer weiteren Durchsetzung.

Anne Wihstutz rekonstruiert die Entwicklung sozialer, pflegerischer und erzieherischer Arbeiten aus dem häuslichen Umfeld, der in früheren Zeiten sogenannten Fürsorge, zu Berufen mit je eigenen Anforderungsprofilen und seit geraumer Zeit akademischen Ausbildungswegen. Sie weist nach, dass auf dem Weg zur Professionalisierung sozialer Berufe auch die Strukturen entwickelt wurden, die bis heute die Karrieren von Frauen in der Wissenschaft und in den SaGE Berufen verhindern.

Neue hochschuldidaktische Konzepte und eine grundlegend veränderte Lehr- Lernkultur sind nach Auffassung von Sandra Smykalla notwendig, damit

nicht alle Studierenden weiterhin „über einen Kamm geschoren“ werden. Noch ist es so, dass die Studierenden in den meisten Hochschulen ohne Rücksicht auf ihre Heterogenität den Normen eines westeuropäischen, bürgerlichen Mittelschichtsideals unterworfen sind. Auch angesichts einer von Migration geprägten Gesellschaft ist die Entwicklung diversitätsorientierter Strategien dringend geboten.

Ein erster Schritt zur Behebung institutioneller und struktureller Diskriminierungen ist die Bestandsaufnahme durch die Betroffenen. An der Evangelischen Hochschule Berlin wurden im Rahmen des Projektes Genderprofiling alle Hochschulmitglieder nach ihrer Wahrnehmung der Situation gefragt und um die Formulierung ihrer Bedürfnisse hinsichtlich einer umfassenderen Chancengerechtigkeit gebeten. Die Untersuchung von *Brigitte Dinkelaker*, *Stephanie Klopsch*, *Gabriele Schambach* und *Anne Wihstutz* weist nach, dass auch offene Ungerechtigkeiten von vielen Menschen auf den ersten Blick nicht wahrgenommen werden. Die Autorinnen sehen eine mögliche Strategie zur besseren Verankerung von Gender und Diversity als Querschnittsthemen an SaGE-Hochschulen unter anderem darin, alle Lehrenden zur Einhaltung der sich hieraus ergebenden Grundsätze zu verpflichten.

Ein auch aus wissenschaftstheoretischer Sicht spannendes Thema ist im Zusammenhang mit Ungleichbehandlung und Diversity der Begriff der Intersektionalität, also die Bedeutung und Wirkung miteinander verbundener Kategorien von Diskriminierung. *Nadja Jacobowski-Torres* und *Lena Ahrens* stellen das aus den USA stammende Konzept vor und erläutern anhand eines Fallbeispiels seine Anwendbarkeit auf die Soziale Arbeit.

Ebenfalls aus der Praxis berichtet *Petra Wagner* in ihrem Beitrag. Mit dem frühpädagogischen Ansatz „Vorurteilsbewusste Bildung und Erziehung“ konnten in den vergangenen 15 Jahren deutliche Erfolge in der diversitätssensibilisierenden Erziehung von Kindern im Vorschulalter erzielt werden. Anstelle einer Gleichbehandlung von Ungleichheit treten die Berücksichtigung der individuellen Eigenarten eines jeden Kindes und die Akzeptanz aller Kinder für einen differenzierten Umgang durch die Pädagoginnen und Pädagogen. Nach Auffassung der Autorin lassen sich auch die hierbei gewonnenen Erfahrungen auf die Soziale Arbeit übertragen.

## Reiche Vielfalt

Wie sieht es nun in den Institutionen aus, in denen die Absolventinnen und Absolventen der SaGE-Studiengänge beschäftigt sind? Wie weit ist man dort mit der Umsetzung der Prinzipien von Geschlechtergerechtigkeit und Diversität? *Ulrike Kostka* vermittelt ein umfassendes Bild der Situation des Caritasverbandes im Erzbistum Berlin und kommt zu dem Schluss, dass bei der Umsetzung der genannten Grundsätze einige Erfolge, jedoch noch keine Selbstverständlichkeit erreicht wurden. Diese Selbstverständlichkeit wäre aber notwendig, um die Kirche als Arbeitgeberin attraktiv zu erhalten.

Meistens gelingt in unseren Schwerpunktheften der Blick in die deutschsprachigen Nachbarländer. Wir konnten *Hemma Mayrhofer* gewinnen, verschiedene Forschungsergebnisse über den Umgang mit Differenz und Diversität in Österreich vorzustellen und über die Diversitätserfahrungen in einem Projekt der offenen Jugendarbeit zu berichten. Ein Unterschied zu vergleichbaren Praxisprojekten in Deutschland lässt sich auf den ersten Blick nicht erkennen, aber es wird deutlich, dass hier wie dort immenser Forschungsbedarf besteht.

Ebenso führt auch der Vergleich mit der Situation in der Schweiz, die von *Rebekka Ehret* beschrieben wird, zu keinen grundlegend anderen Ergebnissen, obwohl sich die dortigen Verhältnisse von denen in EU-Staaten in vielerlei Belangen unterscheiden. Als signifikantes Ergebnis ihres Fallbeispiels, einem Projekt zur Frühförderung in einer Landgemeinde, konnte die Autorin feststellen, dass nach Einschätzung der pädagogischen Fachkräfte eher die Milieugehörigkeit als die Nationalität der Kinder über die ihnen von staatlicher Seite entgegengebrachte Förderung entscheidet.

Die eingangs erwähnte „gläserne Decke“ zu durchbrechen, bleibt weiterhin eine wichtige Aufgabe. Die Beiträge in diesem Schwerpunktheft zeigen, wie komplex das Thema ist und wie schwer die gesellschaftlichen Missstände aber auch die Forschungslücken zu beheben sind. Besonderer Dank gilt *Anne Wihstutz* und *Gabriele Schambach* von der Evangelischen Hochschule Berlin, die uns beraten und wesentlich zum Gelingen des Heftes beigetragen haben.

Die Redaktion Soziale Arbeit

Es ist – wie so oft – eine Frage der Einstellung: *Wat de Buer nich kinnt, dat fret he nich!* Das derbe plattdeutsche Sprichwort („Was der Bauer nicht kennt, das frisst er nicht!“) bringt eine menschliche Eigenart zum Ausdruck, die weit über den ländlichen Raum und das Essen hinaus zu beobachten ist. Das jahrhundertalte Wort liefert auch eine plausible Erklärung für die besonders ausgeprägte Fremdenfeindlichkeit in Ostdeutschland. In der DDR lebten in der Zivilgesellschaft, das heißt abgesehen von einer halben Million isoliert untergebrachten russischen Soldaten und deren Familienangehörigen, nur 60.000 Vietnamesen als größte nichtdeutsche Bevölkerungsgruppe. Diese hatten, weithin als „Fidschis“ verunglimpft, in der DDR einen sehr schweren Stand. Fast drei Generationen sind in den ostdeutschen Bundesländern also ohne nennenswerten Alltagskontakt mit Menschen anderer Herkunft aufgewachsen. *Wat de Buer nich kinnt ...*

Dass das Sprichwort auch seine positive Seite hat, erleben derzeit tausende Menschen, die sich in allen Teilen Deutschlands nachbarschaftlich um viele der Flüchtlinge kümmern. „Die Flüchtlinge sind ein Segen für unsere Gemeinde“, sagte mir vor wenigen Tagen eine engagierte Kirchenfrau und beschrieb mit großer Dankbarkeit und Begeisterung, wieviel neues Leben und Reichtum im besten menschlichen Sinn das gemeinsame Engagement im nahe gelegenen Flüchtlingsheim ihrer Kirchengemeinde derzeit schenkt.

„Reich durch Einwanderung“ so hieß eine Veranstaltung, mit der vor genau einem Jahr das DZI und fünf weitere Stiftungen in Berlin den gemeinsamen Versuch unternahmen, die Zuwanderungs- und Flüchtlingsthematik mit ihren Herausforderungen aber auch großen Chancen zu diskutieren. Wer nachhören oder lesen möchte, was dazu vor einem Jahr gesagt wurde, ist eingeladen, die Website mit Audio- und Textdokumenten unter [www.dzi.de/rde](http://www.dzi.de/rde) zu besuchen.

Vielfalt bereichert – das gilt auch für alle weiteren Lebensbereiche, wie etwa Schule, Ausbildung, Studium und Beruf. Am besten lernen und lehren wir das von Kindesbeinen an.

Burkhard Wilke  
wilke@dzi.de